

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 48 (1928)

Artikel: J.C. Bluntschlis Briefe an seine Frau von der Tagsatzung 1841
Autor: Stolze, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



J. C. Bluntschlis Briefe an seine frau von der Tagsatzung 1841.

Mitgeteilt von Dr. Alfred Stolze, München.

Dunkles Gewölk genug hallte sich schon in den 30er Jahren und bedrohte die Geschicke der Eidgenossenschaft. Der erste Blitz, der die Nähe des aufziehenden Gewitters ahnen ließ, flammte am Horizonte auf zu Beginn des Jahres 1841. Der Aargauer Klosterhandel gab den Anstoß zur Bildung des Sonderbundes und damit zu den Wirren der folgenden Jahre bis zu dem die Luft wieder rein und blank segenden Kriegsgewitter vom November 1847.

Deshalb hat das Jahr 1841 mit seinen drei Tagsatzungen, bei denen die gegnerischen Parteien der Eidgenossenschaft zum ersten Mal scharf zusammenstießen, immer schon besonderes Interesse erregt. Und es mag berechtigt sein, Briefe aus dieser Zeit zu veröffentlichen, wenn sie — auch ohne viel neue Tatsachen zur Kenntnis zu bringen — ein anschauliches Bild der Vorgänge und der handelnden Politiker entwerfen. Dies aber gilt gewiß für Bluntschlis Briefe, die er von der außerordentlichen Tagsatzung im Frühjahr und von der ordentlichen im Sommer 1841 an seine Frau schrieb.

Zusammen mit Bürgermeister von Muralt¹⁾ als erstem und Heinrich Gujer²⁾ als drittem Gesandten hatte er die seit September 1839 konervative Zürcher Regierung zu vertreten. Er war ein scharfer Gegner der aargauischen Politik und des Schultheissen von Bern, Karl Neuhaus³⁾, der die Klosterfeindlichen Maßnahmen unterstützte.

Der Reiz von Bluntschlis Briefen liegt in erster Linie darin, daß er ungeschminkt und offen alles, was er dachte, seinem „geheimsten Geheimerat“ mitteilte. Wir erhalten dadurch einen leb-

¹⁾ Johann Konrad von Muralt, 1779—1869.

²⁾ Müller, von Bauma, Redner am Uffertag, 1801—1868.

³⁾ 1796—1849.

hasten Eindruck von den Sitzungen der Tagsatzung, den wichtigsten Persönlichkeiten und den gesellschaftlichen Vergnügungen am Sitz der vorörtlichen Regierung. Nicht zuletzt aber auch von Bluntschlis Persönlichkeit selbst und es sind deshalb mit Absicht manche Stellen mit aufgenommen worden, die ohne direktes historisch-politisches Interesse doch den interessanten, damals 33 Jahre alten Mann charakterisieren und etwa das warme Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau oder seine Einstellung gegen das Gesellschaftstreiben und für den einfachen Genuss der Natur und des Volkslebens beleuchten.

Am auffallendsten aber zeigt sich auch in diesen Briefen eine bedeutsame Eigenschaft Bluntschlis, seine stark reflektierende Geistes-tätigkeit. Gerade sie hat ihn ja veranlaßt, die Briefe zu einer Art von Tagebuch zu erweitern. Selbst das erhabene Schauspiel des Alpenglühens wird ihm zu einem Sinnbild des menschlichen Lebens. Bluntschlis Neigung zu Reflexion und Spekulation erklärt zum Teil seine spätere Fesselung an den Philosophen Friedrich Rohmer⁴⁾, erklärt vielleicht auch seinen endlichen Misserfolg in der praktischen Politik, die immer nur ein bestimmtes Maß von Bewußtheit erträgt. Um so wertvoller sind aber Bluntschlis Briefe und Berichte als historische Quelle; denn immer verbinden sich in ihnen Weite des Gesichtskreises mit persönlich-originalen Gedanken und scharfen Beobachtungen. Das Eine nur ist dabei selbstverständlich: man wird sich die Parteidestellung des Briefschreibers bei vielen seiner beizenden, oft auch düster gestimmten Bemerkungen über die damalige schweizerische Politik zu vergegenwärtigen haben.

Bluntschlis konservative Gesinnung tritt in seinen Briefen überall deutlich hervor, aber sie hat ihn an objektivem Sehen doch nicht völlig gehindert; sogar an Neuhaus findet er einige gute Seiten.

Bluntschli erkannte die Gefahr, die mit der Klostersache der Eidgenossenschaft drohte, und man wird ihm hier keine ganz falsche Prophezeiung vorwerfen dürfen. Denn es war eben doch nur einer besonders glücklichen, kaum so zu erwartenden Fügung zu verdanken, wenn die Wirren der 40er Jahre kein größeres Unheil brachten und der neue Bundesstaat von 1848 einer raschen Geburt sein Leben verdanken durfte. Man wird es nicht als grundlose Schwarzseherei verdammten dürfen, wenn viele Vaterlandsfreunde damals das

⁴⁾ 1814—1856. Über ihn, seinen Bruder Theodor und seine übrigen Anhänger s. meinen Aufsatz „Der „Messias“ Friedrich Rohmer und sein Kreis“, Zeitwende 1926. Septemberheft, S. 295—308.

Schlimmste für die Schweiz befürchteten, Bürgerkrieg, Intervention und sogar vielleicht Zerreißung und gänzlichen Untergang des selbständigen-freien Staates.

Zum besseren Verständnis der Briefe ist der Gang der Ereignisse kurz in Erinnerung zu bringen.

Gegen die durch Volksentscheid vom 5. Januar 1841 anerkannte neue Verfassung des Alargaus, welche die frühere konfessionelle Parität des Großen Rates durch die Wahl nach der Kopfzahl ersetzte, erhob sich ein Teil der katholischen Minderheit in einem Aufruhr, der mit Hilfe der Nachbarkantone rasch niedergeschlagen wurde und die Regierung veranlaßte; vier Männer- und vier Frauenklöster wegen ihrer Mitschuld am Aufruhr aufzuheben. Dieser nur zum Teil gerechtfertigte und gegen Artikel 12 des Bundesvertrages von 1815 verstößende Beschuß wie seine rasche und radikale Durchführung erregte die Schweiz tief. Auf Verlangen der katholischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg wurde eine außerordentliche Tagsatzung nach Bern einberufen und am 15. März eröffnet.

Die außerordentliche Sitzung des Zürcher Großen Rates vom 9. März 1841⁵⁾) behandelte den Antrag des Regierungsrates die Instruktion auf die Tagsatzung betreffend. Dieser Antrag verlangte 1. die Aufhebung der Klöster als unvereinbar mit Artikel 12 des Bundesvertrages zu bezeichnen, 2. nähere Aufschlüsse über die einzelnen Klöster einzuholen und in jeder Weise auf Ruhe und Frieden in der Eidgenossenschaft hinzuarbeiten, 3. in allen Fragen, die den Artikel 12 beträfen, sich von fremder Einmischung frei zu halten und 4. die Verpflichtung zur Hilfeleistung bei inneren Unruhen anzuerkennen, aber auf rasche eidgenössische Obsorge und ebensoles Kommando zu dringen.

Bluntschli begründete den Antrag: Vom juristischen Standpunkt aus müßten alle Klöster wieder hergestellt werden, schon weil Korporationen nichts Kriminelles begehen könnten, sondern nur Privatpersonen. Der wahre Schuldige sei wohl das jetzt eingezogene Klostergut gewesen. Immerhin gebe Punkt 2 des Antrages die Möglichkeit, auch politische Verhältnisse zu berücksichtigen. Der Grundsatz „fiat justitia, pereat mundus“ dürfe nicht angewandt werden. Eine angemessene Vermittlung aber müsse auf dem Rechte

⁵⁾ Gedruckte „Verhandlungen des Großen Rats des Kantons Zürich“ 1841. Nr. 10—13, S. 37—52.

füzen. Bluntschli ging dann auf die Verhältnisse im Aargau ein, der aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt sei. Da jeder Teil nach Bundesgenossen suche, so entstehe die Gefahr eines religiösen Krieges. Wolle man dies und eine Zerreizung des Kantons vermeiden, so müsse konfessionelle Trennung durchgeführt werden.

Der Antrag des Regierungsrates wurde angenommen und die Gesandtschaft handelte dementsprechend auf der Tagsatzung.

In die von der außerordentlichen Tagsatzung beschlossene Kommission zur Untersuchung der Klostersache wurde Muralt gewählt, Neuhaus dagegen nicht. Dies war sicher ein politischer Fehler.

Bluntschli selbst sprach auf der Tagsatzung über den Punkt 4 der Instruktion, das eidgenössische Kommando bei der Entsendung von Hilfstruppen in einen andern Kanton. Diese ohne Erledigung bleibende Angelegenheit richtete ihre Spize gegen die Haltung Berns, das nicht als Vorort, sondern als Kanton seine Truppen in den Aargau gesandt hatte und auch weiterhin nicht für eidgen. Kommando sorgte, somit sich einer „schießen Parteirichtung“ hingab⁶⁾. Die ganz besondere Gegnerschaft Bluntschlis gegen Neuhaus trat bei dieser Gelegenheit zum erstenmal öffentlich in Erscheinung. Vermutete er doch sogar bei Neuhaus die Absicht, den reformierten Aargau für Bern zu gewinnen.

Damals war Bluntschli noch weit entfernt nicht nur von dem Gedanken einer Zerreizung Aargaus in Splitterkantone, sondern auch von seiner späteren Idee der Aufteilung unter die drei großen Nachbarkantone Bern, Zürich, Luzern. Der „Beobachter aus der östlichen Schweiz“, Bluntschlis Organ, wandte sich in Nr. 73 (18. Juni 41) scharf gegen Artikel des „Bernier Verfassungsfreundes“ und der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“, die mit dem Gedanken eines Anschlusses des reformierten Aargaus an Bern liebäugelten. Das seien revolutionäre Ansichten. „Dass aber Aargau nicht auseinandergerissen werden soll, darüber kann bei jedem ehrlichen Schweizer nur eine Stimme sein.“

Einmischung des Auslandes drohte damals besonders von Seite Österreichs. Doch Frankreich tat nicht mit und so wich auch Metternich vor der unbeugsamen Haltung Neuhaus' zurück. Die Unfähigkeit des europäischen Großmächtekonzernes zu energischem und

⁶⁾ Anton v. Tillier, Gesch. der Eidgenossenschaft während der Zeit des so geheißenen Fortschritts. Bd. 2. Bern 1854. S. 101. Vergl. auch P. Fedderse, Gesch. der schweiz. Regeneration. Zürich 1867. S. 338.

gemeinsamem Handeln trat jedermann vor Augen und der ohnmächtige Zorn der verschiedenen Gesandten gegen Neuhaus, von dem Bluntschli erzählt, wirkt geradezu etwas komisch.

Die außerordentliche Tagsatzung erklärte endlich mit 12 $\frac{2}{2}$ Stimmen die Aufhebung der Klöster für ungeseztlich, mit Art. 12 des Bundesvertrages, der die Klöster und ihr Eigentum garantierte, unvereinbar.

Auf der ordentlichen Tagsatzung vom 5. Juli bis 8. September kam die Angelegenheit neuerdings zur Sprache Diesmal hielten 13 $\frac{2}{2}$ Stände am Beschluss der außerordentlichen Tagsatzung fest. Denn die Luzerner Regierung war unterdessen in die Hände der ultramontanen Partei übergegangen. Infolgedessen suchte Aargau einzulenken und bot die Herstellung von drei Frauenklöstern an. Die niedergesetzte Siebnerkommission erklärte zwar in ihrer Mehrheit dies für ungenügend, zersplitterte sich aber in ihren weiteren Forderungen. Zwischen die extremen Anträge, Befriedigerklärung (Neuhaus-Bern) und Herstellung aller Klöster (Schmid-Uri und Rüttimann-Luzern) schoben sich die zwei Kompromissvorschläge von Baumgartner-St. Gallen und Maillardoz-Freiburg einerseits und von Muralt-Zürich und Druet-Waadt anderseits.

Mitte August verließ Bluntschli bis Anfang September die Tagsatzung. Die mit der radikalen Volksversammlung in Schmiedingen am 29. August zusammenhängende Bewegung erregte die Besorgnis der konservativen Parteihäupter von Zürich und man glaubte, gegen Gewalttaten vorsorgen zu müssen. Die stark besuchte Versammlung und ihre Missbilligung der Klosterfreundlichen Politik schwächte natürlich den Kredit der konservativen Zürcher Gesandten auf der Tagsatzung, zumal sich einige Regierungsräte nicht sehr tapfer benommen hatten. So ist der Bericht Bluntschlis vom 5. September aus Bern an die Regierung, den ich als Abschluß den Privatbriefen befüge, in seinem fast zornigen Appell an Mut und Tatkraft der Räte zu erklären.

Am Tag vorher, am 4. September, hatte sich die Tagsatzung wieder mit der Klosterfrage beschäftigt. Neuhaus hatte sein Minderheitsgutachten scharf verteidigt und mit der Rücksicht auf das Staatswohl, la raison d'état, begründet. Gegenüber der Erklärung Luzerns, bei Erzielung einer Mehrheit gegen Aargau auch vor einer Exekution nicht zurückzuschrecken, hatte Neuhaus den Fehdehandschuh aufgenommen und vor der Stärke Berns gewarnt.

Die Tagsatzung einigte sich auf keinen Besluß und vertagte sich. Es sollten neue Instruktionen eingeholt werden.

In Zürich stimmte der Große Rat in seiner Sitzung vom 4. bis 6. Oktober⁷⁾ nicht mehr für Herstellung aller Klöster, sondern verlangte, dem Vorschlag Muralts entsprechend, nur noch die Herstellung des vierten Frauenklosters Hermetswyl. Bluntschli erklärte im Grunde gegen diesen Antrag zu sein, sich aber unterzuordnen. Für den Fall, daß aber keine Lösung erzielt werde, behalte er sich seine Überzeugung frei vor. Er nahm an der Herbsttagsatzung nicht mehr teil, weil er wohl den Besluß nicht vertreten wollte.

In der wieder zusammengetretenen Tagsatzung verlangten nur noch 10½ Stände die Wiederherstellung aller Klöster und sie vertagte sich wiederum ohne Erledigung der Frage am 3. November 1841. Im Jahre 1842 verstärkte sich die Partei der Klostergegner auf 11½ Stände, weil Zürich nach den Maiwahlen 1842 im liberal-radikalen Sinn instruierte. 1843 entschied sich die Frage endlich durch das weitere Zugeständnis Aargaus, auch Hermetswyl noch herzustellen, so daß nunmehr auch St. Gallen die notwendige 12. Stimme für Befriedigerklärung abgab. Mithin siegte zuletzt der Vorschlag Muralts und Druehs vom Jahre 1841.

Bluntschli sprach sowohl 1842 wie 1843 in größeren Reden gegen diese Lösung, gewann aber beidemal nur eine geringe Minderheit des Großen Rats für seine Ansicht, daß alle Klöster wieder herzustellen seien oder daß eine auch für die Katholiken annehmbare Lösung gefunden werden müsse. Ihm schwante stets die Gefahr der Absonderung der katholischen Kantone drohend vor Augen und er verurteilte deshalb auch die Erledigung von 1843 als eine Scheinerledigung, als faules Kompromiß, das nur neue Zerwürfnisse in seinem Schoße berge. Er gedachte, die Klosterfrage unter Umständen im Zusammenhang mit der Jesuitenfrage wieder aufzurollen, wenn er als Bürgermeister von Zürich zur Würde des Bundespräsidenten emporgestiegen sei. Die Bürgermeisterwahl vom Dezember 1844, bei welcher der Liberale Dr. Behnder über Bluntschli siegte, zerstörte alle diese Pläne und Hoffnungen⁸⁾.

⁷⁾ Gr. Ratsprotokoll Nr. 31—40. S. 121—160.

⁸⁾ Meine Studie „J. C. Bluntschlis Vermittlungspolitik in der Schweiz 1839—1847“, die demnächst in der Zeitschrift für Schweizerische Geschichte erscheint, wird diese Dinge eingehend behandeln.

Neben der Klostersache bildete seit einer Anregung Zürichs von 1840 einen Punkt der Tagesordnung auf der Tagsatzung stets wieder die Frage der *Bundesrevision*. Bluntschli sprach auch 1841 dafür, obwohl er wußte, daß er damit nur „leeres Stroh dresche“.

Am 13. August berichtet Gujer, daß Bluntschli die Notwendigkeit einer umfassenden Untersuchung der schweizerischen Handelsverhältnisse gegenüber dem Ausland entwickelt habe^{8a)}. Es wurde beschlossen, den Antrag Zürichs lithographiert den Ständen mitzuteilen. Die Handels-, Zoll- und besonders die Postverhältnisse blieben ein Spezialgebiet Bluntschlis auch in den nächsten Jahren.

Die nun folgenden Briefe entstammen dem Bluntschliarchiv auf der Zentralbibliothek Zürich, der offizielle Legationsbericht Bluntschlis vom 5. September 1841 dem Staatsarchiv Zürich^{8a)}. Die Briefe sind im genauen Wortlaut, jedoch in moderner Schreibweise wiedergegeben. Der Zentralbibliothek und dem Staatsarchiv Zürich spreche ich für die Erlaubnis der Einsichtnahme in die betreffenden Schriftstücke meinen besten Dank aus.

1)

Poststempel: Bern, 15. März 1841⁹⁾.

Liebste Emilie.

Gestern Abend langten wir ganz wohlbehalten hier an. Auf der Kreuzstraße fanden wir 4 schwarze frische Pferde und einen lecken Kutscher, der ohne anzuhalten bis Kirchberg (7½ Stunden) fuhr und dann nach einiger Rast daselbst uns in Bern noch zu guter Zeit einführte.

Wir wohnen dem Falcken gegenüber in einem Privathause. Sind zwar etwas enge für 3 Personen. Wir haben ein geräumiges Besuchszimmer nach der Sonnenseite, dann einen damit verbundenen, dunkeln Alkoven (das Schlafzimmer des Herrn Bürgermeister Muralt) und ein ebenfalls durch den Alkoven mit jenem Saal verbundenes Zimmer mit 2 Betten (aus Mangel an Raum mußten wir uns das gefallen lassen oder uns trennen). Da sitze ich nun auf dem Sofa und indem die Magd das Kaminfeuer anzündet, lasse ich dies Brieflein dir kurzen Bericht und die freundlichsten Grüße sagen.

Heute müssen wir zu Neuhaus, um ihm unsere Creditive zu überbringen. Er wird uns wohl sehr kalt empfangen, tut nichts und ist mir lieber als seine Wärme, die er den Aargauern, Munzinger¹⁰⁾ und Lu-

^{8a)} Staatsarchiv Zürich L 62/7.

⁹⁾ Von Bluntschli irrtümlich, vielleicht bei späterer Durchsicht 14. Juli 1841 datiert.

¹⁰⁾ Joseph M., Gesandter von Solothurn, 1791—1855.

vini¹¹⁾ zuwenden mag. — Unterwegs haben wir die Thurgauer ange- troffen, denen die Weisheit des alten Morell¹²⁾ einen splendiden und höchst bequemen Staatswagen verschafft hat, dessen wir entbehren.

Küsse die Kinder und grüße die Familie Dein C. B.

2)

Bern, 16. März 1841.

Liebste Emilie.

Gestern mußten die Aargauischen Gesandten Dinge hören, welche sie erröten und erbleichen machten. Nur die sechs anklagenden Stände sprachen. Neuenburg geißelte mit scharfen Hieben. Die Armen waren wie am Pranger. Wieland¹³⁾, der erste Aargauer Gesandte, ist ein feines Männchen, welches süßlich-pathetisch heute redet. Ein widerwärtiges Gesicht hat der Seminardirektor Keller¹⁴⁾ und verdrehte Bildung mit bissiger Leidenschaftlichkeit ist in dem schwarzen gedrungenen Gesichte zu lesen. Siegfried¹⁵⁾ kennst du; gegenwärtig ist er noch eine vom radikalen Pulver geschossene Bombe.

Sch speiste bei Bunsen¹⁶⁾. Abends eine herrliche Musik ebenda. Unter Leitung des Komponisten selbst wurden Neukomms 10 Gebote Moses gesungen. Ein Chor aus Damen und Herren. Die Musik war überaus geistreich, in etwas strengem Stil, bald lieblich und mild, bald erhaben, zuweilen schreckhaft. Bunsens Frau ist eine wohlbelebte Dame; wie mir scheint, äußerlich ihm ähnlich; die Reihe der Kinder zeigt, daß sie auch eine gesegnete Mutter sei. —

Der Sitzungssaal der Tagsatzung ist kleiner als der unsrige; der Raum für das Publikum viel enger, fast auf gleicher Höhe mit dem Saal. Nur eine Zugangstüre für das Publikum. Daher ein großes Gedränge und geräuschvolles Geschriebe, wenn die Sitzung angeht. Blösch¹⁷⁾ von Bern sitzt mit mir an einem Tische. Er scheint von meinem Alter; ich hoffe mit ihm gute Bekanntschaft zu machen.

¹¹⁾ Giacomo Lubini=Perseghini, Oberst, Gesandter des Tessin, 1795 — 1862.

¹²⁾ K. Friedrich Morell, Landammann von Thurgau, 1759 — 1835.

¹³⁾ Fidel Joseph Wieland, Arzt, Landammann und Regierungsrat von Aargau. 1797 — 1852.

¹⁴⁾ Augustin Keller, 1805 — 1883.

¹⁵⁾ Friedrich Siegfried.

¹⁶⁾ Christian Karl Josias Frh. von Bunsen, preußischer Gesandter. 1791 — 1860. Über seine Beziehungen zu Bluntschli vergl. Alexander Pfister: Aus den Berichten des preußischen Gesandten Ch. K. J. von Bunsen 1839 — 1841. Pol. Jb. der Schw. Eidg. XXV. 1911. S. 205 — 251 und derselbe, Briefwechsel zwischen J. C. Bluntschli und . . . Bunsen 1840 — 1841. Ebenda XXVII. 1913. S. 315 — 375.

¹⁷⁾ Eduard Eugen Blösch, Gesandter von Bern auf der a. o. Tagsatzung 1841. 1807 — 1866.

Indem ich den Aargauer Redner (Wieland) eben sprechen höre, kommt mir das Bild eines Hundes vor die Augen, welcher mit ge-krümmtm Rücken und gesenktem Schwanz wedelnd dem Herrn naht, der ihn geprügelt hat, und zuweilen — im Andenken an die erhaltenen Schläge und aus Furcht vor neuen — auffschreiend bellt.

Das Ausland wird nicht handeln in dieser Sache für jetzt. Bom-
belles¹⁸⁾ beschränkt sich eine Denkschrift zu verlesen, die sehr gut abge-
faßt sein soll, die ich aber noch nicht gelesen habe. Sie soll namentlich
in die Zukunft weisen und die Schweiz vor eigenem Unrecht und Schwäche
warnen, damit sie nicht gelegentlich später darnach bemessen werde.

Die dicke Rechtfertigungsschrift des Aargau ist heute ausgeteilt wor-
den. Wenn sie so nichtsagend und langweilig ist wie das heutige Vo-
tum des H. Wieland, so wird sie nicht viel fruchten.

Grüße mir Ed. Keller aufs beste. Ganz der Deine

C.B.

. . . Wie lange wir hier bleiben, kann man noch nicht vorher sa-
gen. Bis jetzt geht es den der Eidgenossenschaft natürlichen langsamem
Gang.

3)

In einem undatierten Briefe, der wohl in diese Zeit zu setzen
ist, bemerkt Bluntschli, der Sitzungssaal der Tagsatzung sei der Saal
des früheren Bernischen Affenrates,

„eine würdige Anspielung auf die Tagsatzung und das Verhältnis
derselben zu einer echten großartigen politischen Versammlung, wie auf
das Verhältnis der Eidgenossenschaft zu einem großen Staate . . .“

4)

Undatiert. März 1841.

. . . Es ist sehr langweilig auf der Tagsatzung. Viele Worte, keine
Tat. Nun haben wir schon die 3. Sitzung, bevor die Diskussion geendigt
ist. Seminardirektor Keller spricht eben breit und teilweise heftig.

Ohne Zweifel wird nun eine Kommission gewählt werden. Es wird
schwer halten, die vielen Köpfe zu vereinigen.

Am schlimmsten sind die Katholiken, die nicht mehr katholisch sind.
Neuhäusser macht den Diplomaten eine Grobheit nach der andern. Das
wird die Stellung der Schweiz zum Ausland nicht besser machen. Und er
zeigt sich dabei als ein Mann ohne Bildung.

Endlich schließt Sem.-Direktor Keller. Schon ist es über 3 Uhr. Erst
morgen wird eine Kommission gemacht. So haben wir denn für die erste
Beratung vier volle Sitzungen.

Inzwischen leidet der Glaube an die Rechtlichkeit und Kraft der
Schweiz einen neuen Schlag; und wer weiß, ob nicht das brandende Wasser

¹⁸⁾ Ludwig Philipp Graf von B., österreichischer Gesandter. 1780
— 1843.

einschlägt und unser Staats Schiff untergeht Druey¹⁹⁾ hat mir heute aus der Seele gesprochen für konfessionelle Trennung. Das ist aber tauben Ohren gepredigt. Sie wenden nicht hören, bevor es zu spät wird . . .

Ich will heute Abend noch zu Bumzen. Ich habe das letzte Mal nicht frei mit ihm reden können, weil wir nicht allein waren. Ich hoffe, heute glücklicher zu sein.
Dein C. B.

5)

Bern, 21. März 1841.

Liebste Emilie.

Ich bin eben von Freiburg zurückgekehrt, wohin ich heute mit Gonzenbach²⁰⁾ gefahren bin

Mit Baumgartner²¹⁾ durchzogen wir Brücken und Stadt und sahen von der Warte des Lyzeums auf die wunderliche Bergstadt mit ihren Kirchen und Klöstern und dem Schlangenfluss, der sie umkreist, und die Jesuiten herab, die drunter im Garten lustwandelten. Baumgartner meinte, man sollte die Stadt Jesuitenburg nennen, nicht Freiburg: und doch sei man noch freier da als in Solothurn. Als wir unterwegs einen Kapuziner antrafen, zog auch er den Hut und bemerkte: Vor Jahren hätte ich noch nicht daran gedacht, vor einem Kapuziner den Hut zu lüpfen. Auf einem Brunnen stand ein steinerner Mann, der einen Löwen fasst, um den Rachen aufzureißen. „Wer ist denn dieser Radikale da oben?“ fragte Baumgartner. „Simson,“ erwiderte ich, „der am Ende noch die verdiente Strafe der Radikalen erlitt.“ Statt Kaffee tranken wir nach Tisch Burgunder bei dem Dr. Bussard, einem Schwager Casimir Pfiffers²²⁾). . . .

. . . . Denke dir, Hünerwadel²³⁾ wagte es, mich zu einem Mittagessen einzuladen, ungeachtet sein Herr und Meister, Don Karlos Casanova vor Wut gegen mich schäumt. Ich aber „lache seiner Wut“. Wer so hochmütig und so heftig leidenschaftlich ist wie dieser Schultheiß, der ist in einer Republik auf die Dauer nicht gefährlich. Er wird einmal von der vermeintlichen Höhe in den Graben plumpsen und es erst merken, wenn er liegt. Druey macht sich lustig über die Mußmajestät und Baumgartner ist auch nicht erschrocken über ihren Zorn. Dagegen steht Kern²⁴⁾

¹⁹⁾ Henri Druey, Gesandter der Waadt, 1799—1855.

²⁰⁾ August von Gonzenbach, eidgen. Staatschreiber. 1808—1887. Er führte mit Bluntschli, seinem Freund und Altersgenossen, einen regen Briefwechsel, aus dem hervorgeht, daß er wesentlich reaktionärer gesinnt war als dieser.

²¹⁾ Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St. Gallen, ursprünglich radikal, später Führer der Katholisch-Konservativen. 1797 bis 1869.

²²⁾ Liberaler Politiker in Luzern. 1794—1875.

²³⁾ Gottlieb Hünerwadel, Berner Staatschreiber. 1808—1874.

²⁴⁾ Johann Konrad Kern, Gesandter von Thurgau. 1808—1888.

in Gnade und der arme Rigaud²⁵⁾, der das Schicksal durchgefallen zu sein²⁶⁾ mit seinem Gönner teilt.

Nur Eines ist dabei schlimm. R. hetzt nun die Aargauer, aus Ärger über seine Niederlage, hätte es aber auch getan, wenn er in die Kommission gewählt worden wäre und diese doch nicht seinem Willen gehorcht hätte.

Amrhyn²⁷⁾ ist so in Widerspruch mit sich selbst, daß ihm seine Intrigen bald unheimlicher werden als denen, gegen welche er sie richtet. Gonzenbach ist der alte und spricht noch freier fast als er denkt . . .

Montag Morgen.

Ich habe nun Muße für mich. H. Muralt ist in der Kommission. H. Gujer ist nach Genf. Wahrscheinlich wird die Tagssitzung vor Freitag oder Samstag nicht wieder sitzen. Wir leben hier gut zusammen . . .

6)

Bern, 23. März 1841.

Liebste Emilie. Die Briefe, die ich Dir schreibe, sind fast wie ein Tagebuch. Warum sollten sie es nicht sein dürfen? Und ist es nicht natürlicher, dem Ergänzungssich mitzuteilen, was das Ich durchlebt hat als in sich selber wiederzufüllen? Mich interessiert es stets, Dir zu folgen zu Deinen Freunden, den Kindern, dem Tische, ja sogar ins Schlafzimmer. Und so denke ich, macht es auch Dir Freude, in Gedanken mich hier zu begleiten, wohin ich schweife.

Gestern speiste ich bei Staatschreiber May-Escher²⁸⁾. Die Tischgesellschaft bestand aus Bürgermeister Muralt, seiner Schwester, Frau Escher, May Vater, May Sohn und Frau, Fischer-Bürkli, Beerleder (Jurist)²⁹⁾, Wyss-Ullrich, Gonzenbach und mir. Das Gespräch war so munter als lebhaft. Natürlich wurde auch politisiert, im Verfolg sehr über das Thema: Berner Regierung und Patriziat. Ich verfocht den Satz: Jene hat die politische Gewalt und diese die gesellschaftliche Macht. Diese können nicht bestehen ohne Teilnahme an dem Regiment des Staates; jene haben ein Recht auf soziale Erhebung und Gleichstellung. Die einzige denkbare Lösung des Problems sei mithin, daß die Regierung wieder den aristokratischen Familien zugänglich gemacht werde und daß die Gesellschaft die hervorragenden plebejischen Persönlichkeiten als gleiche in sich aufnehme.

Die folgenden Gedanken des Briefes hat Bluntschli auszugsweise in seinen Denkwürdigkeiten (1. Bd., S. 255/6) wiedergegeben. Man erwiderte ihm, die Frauen seien exklusiver als die Männer.

²⁵⁾ Jean Jacques Rigaud, 1. Syndic, Gesandter von Genf. 1785 bis 1854.

²⁶⁾ Bei der Wahl in die Kommission zur Beratung der Klosterfrage.

²⁷⁾ Josef Karl Franz Amrhyn, eidgenössischer Kanzler. 1800—1849.

²⁸⁾ Albert Friedrich May, Berner Staatschreiber. 1773—1853.

²⁹⁾ Karl von Beerleder. 1780—1851.

Das Zorngefühl der tüchtigen Regierungsmänner, die von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, nannte man „verlegte Eitelkeit“. Dem widersprach Bluntschli, er nannte es „Verlehung der Persönlichkeit“. Sicher war dem auch aus Bürgerkreisen Aufstrebenden von den alten Aristokraten Zürichs hie und da derselbe Hochmut entgegengebracht worden, so daß er aus eigenem Erlebnis heraus sprach³⁰⁾.

Bluntschli fährt in seinem Briefe fort:

„Für sehr gescheit halte ich insbesondere den jungen Beerleder³¹⁾, aber auch für stolz. Ihm sagte ich im Spazierengehen, ich kenne konserватive Züricher, welche so wütend geworden seien über das hochmütige Begegnen junger Berner Patrizier im Ausland, daß sie dieselben seither so sehr hassen, als nur die Schnelle³²⁾ es tun können. Und das haben sie — die Berner — verschuldet. Er gab manches zu und räumte sogar eigene Verschuldung ein: aber wieder mehr aus Einsicht als aus Liebe.“

Die jetzige Regierung von Bern habe, so meinte Bluntschli, jedenfalls nichts zu befürchten, da die Patrizier an der Politik verzweifelten und deshalb höchst indolent seien. Gegen ungestörte Sicherheit ihres Besitzes verzichteten sie auf politischen Einfluß.

„Bunzen ist wie immer sehr freundlich. Letzthin führte ich in etwas düsterer Stimmung aus, wie die Schweiz in allen höheren Lebensgebieten gedrückt und überflügelt werde von den großen Staaten um sie her: voraus nun im Handel und wie ungerecht es sei, den Schweizern nur deshalb keine Konzessionen zu machen, weil sie alle längst gemacht haben. Unsere Blüte ist früher in allen Dingen; aber die nach uns kommen und von uns gelernt haben, haben den Vorzug der vereinigten Gesamtkräfte und überwachsen uns, so daß wir Gefahr laufen, ersticht zu werden.

Doch wozu schreibe ich Dir derlei Dinge, die Dir ferne liegen. Grüße bestens, die mich lieben.

Wir haben uns sehr für Euer Schädeläuten interessiert. Der Himmel war Euch gnädig.
Dein C. B.

³⁰⁾ Mit den Gedanken dieses Briefes decken sich zum Teil, sie allerdings stark ergänzend und weiter ausführend, zwei Briefe, die Theodor Rohmer am 3. und 8. März 1844 an Bluntschli und Heinrich Schultheß schrieb. Vergl. meine Veröffentlichung „Briefe (Theodor Rohmers) über die politischen Verhältnisse der Westschweiz aus dem Jahre 1844“. Blätt. f. bern. Gesch. u. Altertumskunde. XXI. Jg., Aprilheft. 1925, S. 83.

³¹⁾ Bernhard v. Beerleder, Gutsbesitzer im Thurgau. 1788—1862.

³²⁾ Die drei Brüder Hans (1793—1865), Joh. Ludwig (1781 bis 1859) und Karl Schnell (1786—1844) aus Burgdorf, die den Hauptanteil an der liberalen Umwälzung in Bern von 1830 tragen.

7)

Bern, 25. März 1841.

Meine Liebe.

Vorgestern aß ich bei Hünerwadel. Sie heißen ihn hier l'am damnée de Mr. Neuhaus. Ich fand ihn freundlich wie sonst und vieles richtiger beurteilend als die meisten. Das Unglück ist, daß die Gescheiteren nicht gescheit genug sind, sich wechselseitig verständlich zu machen und zu verstehen. Am Abend besuchte ich einen Ball der hiesigen Aristokratie. Vorher war im nämlichen Saal die Aufführung zweier französischer Lustspiele durch Mitglieder der Gesellschaft selbst. Ein paar Herren spielten sehr gut, die Damen weniger. Der Gesang war schlecht. Mir gefiel der ganze Gedanke nicht. Wie kann es für die höhere Gesellschaft passen, wenn Damen auf der Bühne Zweideutigkeiten in Wort und Tat darstellen, die übrigen sie hören und beklatschen müssen? Ich weiß nur, daß ich keine Tochter mitspielen ließe. Der Saal war schön dekoriert und beim nachherigen Ball glänzend beleuchtet. Die roten Vorhänge aber spiegelten sich unangenehm im Widerschein. Die Toilette der Frauen war bei weitem weniger geschmackvoll und glänzend als bei uns. Schöner die Herren, meist große und grade gehalten. Die Gesichter öfters borniert. Der gesamte Eindruck nicht sehr günstig. Doch hielt ich nicht lange aus und will kein voreiliges Urteil fällen.

Wir haben hier diese Woche keine Sitzung und es muß gut gehen, wenn die Tagsatzung am Montag wieder zusammentritt. Doch sehe ich nicht vor, daß sie sich über die künftige Woche hinausziehen wird.

Ich habe wenig Zutrauen in alles, was geschieht. Die Schweiz verdankt es weder ihren Staatsmännern, noch ihren Parteiführern noch ihrer Organisation, wenn sie nicht an dem Gifte stirbt, das ihr zu Anfang dieses Jahres gereicht worden ist.

. . . Heute Abend werden wir bei dem schweigsamen Reinhard³³⁾ sein.
Der Deine.

8)

Bern, 27. März 1841.

Meine Liebe.

Vorgestern abends war ich bei Reinhard. Ich hielt es nicht lange aus in der Hitze der gedrängten und geschraubten feinen Welt, deren Genüsse mir Plage, deren Freindlichkeit mir selbstföchtiger Hochmut scheint. Reinhard hat zwei hübsche Kinder; aber die armen wußten sich schon mit jener selbstgefälligen Freiheit, jener Koketten Naivität, jener gezierten Natürlichkeit zu bewegen, wodurch die Großen sich auszeichnen. Ich werde unglücklich in solcher Umgebung.

Trefflich verlebte ich den gestrigen Tag. Ich besuchte mit Dr. Zeller den Belpberg, drei Stunden von Bern. Wir kamen zufällig zu einem

³³⁾ Graf Reinhard, chargé d'affaires für Frankreich in Abwesenheit des damaligen Botschafters Graf Hector Mortier.

Schulfeste. Nach beendigtem Examen kamen der Schulmeister, zwei auf Besuch reisende Schulmeister von etwas modernem Schlag, in den Flegeljahren; dann der Pfarrer, obenan, die Vorsteher, wohlhabige Bauern, stolz und pfiffig zugleich, die dortigen Schulmeister, mehr akklimatisiert als jene. Die Knaben und Mädchen tanzten auf dem Heuboden, beim Spiel der Dorfgeigen. Ein kleiner, flinker Bursche mit blitzenden Augen hatte um Erlaubnis gefragt. Die großen Kameraden etwas verblüfft hinter ihm. Es machte Spaß, jenen Burschen zu beobachten. Er sah sich nach einem Mädchen um und erblickte es endlich bei einer Lebkuchenhändlerin stehend, ihm den Rücken zuwendend. Nun drauf los; er packte sie mit der Faust hinten am Rock. Sie sträubte sich, halb folgend, halb widerstrebend: „Ich kann nicht tanzen.“ „Man muß es einst lernen,“ meinte der Bursche. Doch gelang es ihm diesmal nicht, das hübsche Kind zu bewegen. Sie folgte ihm aber doch etwas lauschend mit den Blicken, wenn er ein anderes Kind zum Drehen bestimmte: und zuletzt wagte sie den Sprung mit. Ein hübsches findeles Pärchen.

Die Kinder laufen dem Schulmeister, einem wackeren Mann, . . . Lebkuchen, Weggen, gemalte Herzen und brachten sie: „Nehmet Schulmeister.“ „Ihr könnt euer Geld besser verwenden, ich verlange es nicht.“ „Nehmet, Schulmeister.“ Es half nichts, er mußte die Taschen füllen damit und konnte sich der Freigebigkeit nur durch die Flucht entziehen.

9)

Bern, 29. März 1841.

Hoffentlich sind wir heute über 8 Tage wieder in Zürich. Lange kann es nicht mehr dauern, wenn nicht Neues dazukommt.

Die Besorgnisse, daß die Schweiz untergehen könnte um der ihr von innenher drohenden Gefahren willen sind unter Staatsmännern verschiedener Farben sehr verbreitet. Die kleinen Kantone denken daran, sich von der Schweiz zu trennen, wenn sie keine Gerechtigkeit mehr finden. Dann hätten wir Intervention, vielleicht Teilung: und wir in Zürich könnten uns dann glücklich schäzen, wenn wir ein freies Glied des Deutschen Bundes würden.

Oder es kommt zum Kampf der Konfessionen. Auch dann wird eine Intervention nicht ausbleiben: und jedenfalls die Schweiz mehr verlieren als gewinnen.

Wenn ich mir unsere Staatsmänner von verschiedenen Tendenzen vergegenwärtige, so habe ich sehr wenig Vertrauen. Und ins Volk? Das versteht die Bundesfrage nicht und wird sich für den konfessionellen Gegensatz beiderseits ereifern.

Die herrlichsten Stunden verlebe ich bei und mit Bunsen, in dessen Haus ich zuhause bin. Auch die preußischen und deutschen Zustände werden im Großen besprochen; und meine Verehrung für den geistreichen König gewinnt dabei.

(Der Brief bricht mit diesen Worten ab.)

10)

Bern, 1. April 1841.

Mein liebes Kind,

die Hoffnung, daß wir am Sonntag verreisen könnten, verdüstert sich. Zum wenigsten haben wir ohne die heutige noch 2 Sitzungen, morgen und künftigen Montag je eine. So daß es nun bald der günstigste Fall wird, wenn wir Mittwoch eintreffen können. Der Seminardirektor Keller peroriert wieder langweilig und laut genug. Ein widerwärtiges Personage, voll Declamationen und leer an geistiger Einsicht.

Die Mußmajestät auf dem Thron advoziert für Aargau, schneidend, scharf, energisch. Mich haßt sie; und ich hintwieder habe keine Vorliebe zu ihr, — aber etwas gefällt mir bei allen Einseitigkeiten des Mannes — er ist am Ende nur eine Kopie der französischen Republikaner — seine scharfe Logik, mit der er dreinfährt. Unser gute Muralt hält ihm natürlich nicht stand. Er ist von weicherem Stoffe.

Am 6. April schloß die außerordentliche Tagsatzung. Aus der Zeit der ordentlichen Tagsatzung stammen folgende Briefe Bluntschlis an seine Frau:

11)

Bern, 3. Juli 1841.

Meine liebe Emilie.

Ich habe Dich gestern in gedrückter, beängstigter und besorgnis-erregender Stimmung verlassen. Um so gespannter bin ich auf die Nachricht, wie es Dir gehe. Ich hoffe, mit dem schönen Wetter, das sich gestern eingestellt hat — ob dauerhaft? — werde auch Kraft und Wohlsein sich wiederum etwas mehren.

Unsere Reise war schnell und das Gespräch unterwegs belebt. Auch unsere industrielle Lage beschäftigte uns und es ist schon einiges gewonnen, daß H. Muralt das Bedürfnis einer umfassenderen Prüfung anerkennt und die Gedanken eines schweizerischen Zollsystems nicht mehr ohne weitere Untersuchung wegwirkt. Merkwürdig ist das Faktum und für die Bedeutung unserer Seidenindustrie sehr sprechend, daß nach seiner Berechnung wenigstens 80,000 Gulden allwöchentlich von Zürich nach Mailand wandern, um als Seide zurückzukehren.

Ich schreibe Dir derlei Dinge, die Dich zum Teil wenig, zum Teil gar nicht interessieren; warum das? Wozu das? Du bist mein geheimer Geheimerat. Ich schreibe Dir, wie mir selber, für Dich und mich. Es sind das Tagsatzungsberichte, die weder in die Zeitung noch an die Regierung kommen; halb Briefe, halb Tagebuchblätter. Den Freunden kannst Du dann mitteilen, was Du für gut und erlaubt hältst: und ihr alle erfahrt mehr, als wenn ich bloße und darum seltener Briefe schriebe.

Wir wohnen hier sehr schön. Das Hauptzimmer ist ein prächtig ausgestatteter Salon, der sich für Damen mehr noch geschmückt hat als für uns Männer. Haben wir etwa Konferenzen zu veranstalten, so wird sich der weite Raum trefflich eignen. Nebenan ist das Zimmer des H. v.

Muralt. Ich bewohne eine große, helle Stube, nebenan ist das Zimmer für Herrn Gujer, beide auf dem ersten Stock, aber nach dem Hofe, der mit einem Rosenplätzchen verziert ist, nicht nach der Straße schauend. Mir um so lieber, als ich da um so ungestörter arbeiten kann. Das gedenke ich auch zu tun.

Nicht wahr, du weißt von Casimir Pfäfffer? Der hat nun die brennende Kerze in der Hand in jüngster Zeit eine große Prozession um die Stadt Luzern mitgemacht. Erzähle das dem Vater. Es wird ihm Spaß machen, den hüfenden Radikalen in solcher Stellung zu wissen. Nebrigens wünscht er ein Amt und gebärdet sich deshalb so fromm. Er soll sich überdem bei allen Mitgliedern der neuen Regierung persönlich empfohlen haben. All dies klingt märchenhaft; und da Gonzenbach zwar die Wahrheit beteuert, aber nicht Augenzeuge ist, so will ich noch nähere Nachfrage bei den Luzernern halten.

Sei mutig und ruhig; dann wird's hoffentlich besser.

Dein getreuer Bl.

12)

Bern, 4. Juli 1841.

Meine Liebe.

Eben komme ich von den offiziellen Besuchen bei dem Präsidenten und den Diplomaten zurück. Einige Neuigkeiten, die unterwegs uns zusammen, berichte ich Dir und füge einige Neußerungen bei.

Bei Neuhaus wurde von dem Orkan gesprochen, der bei uns gewütet. Die Windstöße schweizerischer Politik blieben ganz unberührt.

Der französische Botschafter meinte, die gegenwärtige Regierung im Aargau könne und dürfe nicht länger am Platze bleiben. Vorher sei keine Ruhe und keine Vermittlung denkbar. Er vergaß aber, daß radikale Regenten sich peitschen lassen und doch ihre Stellen nicht freiwillig aufgeben; dieselben dazu zu zwingen gibt es keine Mittel, die in unseren Händen sind. Über Berns Eroberungsprojekte äußerte er etwa Folgendes: „Ich glaube nicht, daß die Regierung in ihrer Mehrheit, selbst nicht daß Herr Neuhaus ernsthaft an eine Einverleibung des reformierten Aargaus denkt. Aber einige Journalisten tun es und breiten den Gedanken weiter aus: Die Schweiz liebt die fremden Interventionen nicht, aber das kann ich Ihnen sagen, in dem Moment, in welchem Bern auch nur ein Aargauisches Dorf einnehmen will, haben Sie die fremde Intervention. Die Kantone sind in ihrem gegenwärtigen Bestand garantiert. Eine Veränderung dieses Bestandes ist nicht mehr bloß eine eidgenössische Frage. Wir können es nicht zugeben, daß Österreich weiter erobere, Preußen kann kein niederländisches Dorf, Frankreich kein belgisches erwerben: dabei sind alle beteiligt. So kann auch der Schweiz keine Änderung der Kantone gestattet werden, ohne daß wir mitsprechen.“

Bombelles ist leidend und zwar so, daß er heute aufstand, uns zu begrüßen, morgen aber nicht zur Eröffnung kommt. Es scheint fast,

als sei er frank von dem Diner, das er zu Ehren seines Kaisers gegeben, dem aber Neuhaus nicht beigewohnt hatte. Er sprach zuerst von Unruhen im Tessin.

Der russische Gesandte Krudener³⁴⁾ empfing uns im größten Negligée. Er ist wütend auf Neuhaus und ebenfalls frank, so weit es nötig ist, um das Eröffnungsdiner ausschlagen zu können. Seinem bittern Zorn auf Neuhaus ließ er vor uns die Zügel schießen.

Nachmittag großer Spaziergang. Die Jesuiten kommen nicht nach Luzern. Die weltlichen und geistlichen Führer wollen dieselben nicht. Der englische Gesandte hatte es bedenklich gefunden, daß Luzern auf das Plazet verzichtet habe. Ich gab ihm einigen Aufschluß. Wie in den demokratischen Kantonen der Staat als Demokratie und die Kirche sich das Gleichgewicht halten; jener in politischen, diese in religiösen Dingen vorherrschend, nie dem andern untergeordnet. Er schien einige Freude übrigens an dem Siege der Tories in England zu haben. Sonst hätte er kaum die Londoner Citywahlen erzählt und auf den Gegensatz zu den früheren Wahlen aufmerksam gemacht.

Mit Gonzenbach wurde der Plan, die Klosterfrage zu erledigen, besprochen: er sähe Herstellung aller Klöster am liebsten, geht aber doch darauf ein, mit hinzuwirken auf das Ziel, das vielleicht erreichbar ist.

Montag, den 5. Juli.

Ich komme aus der Kirche. Im Münster predigte Professor Luz^{34 a)} über den Text: Der Weisheit Anfang ist die Furcht Gottes. Etwas kalt und theoretisch, aber wohl gedacht und wahr. Dann in der Heilig Geist Kirche. Da redete Neuhaus, ziemlich gemäßigt, aber doch gegen Außen unverhältnismäßig.

Dienstag Morgen, den 6. Juli.

Die großen Diners treiben die Individualitäten zum Flüß. Gonzenbach übersprudelte gestern nach Tisch mit absolutistischen Säzen und meinte dann, er sei liberal. Wir machten ihm begreiflich, daß er in solcher Weise nur in einem absoluten Staat handeln könnte und selbst dort nicht als Minister, ja kaum als Fürst. Die Willkür mag gutmütig und wohlwollend sein, sagt unserer Kultur aber nicht zu in Form der Willkür.

Gujer sprach heftig mit Siegfried. Dann gegen Neuhaus und zwar vor den Ohren Hünerwadels. Dennoch fiel die Geschichte eher zu Gunsten von Neuhaus aus. Sein ehrenwerter Privatcharakter und seine politische Aufrichtigkeit wurden sehr hervorgehoben, um seine radikale Verblendung (nicht vergessen zu machen), doch zurücktreten zu lassen. Dass er diesmal viel gemäßiger ist und erscheint, ist allerdings erfreulich und zeigt, dass er sich einige Lehren hat merken lassen (sic!).

³⁴⁾ Baron Krudener. † 1858.

^{34a)} Samuel Luz, Professor der Theologie in Bern. 1785—1854.

Bei Tisch saß ich neben Struve, wie es scheint einem Württemberger oder Badenser, aber in russischem Staatsdienste. Der Mann wäre des Versuchs einer näheren Bekanntschaft nicht unwert. Wie es mir schien. Man hört erst von weitem, aber zuweilen klingt doch dann schon eine innere Seite an, welche Widerhall findet.

13)

Bern, den 8. Juli 1841.

Meine Liebe,

ich schicke Dir ein paar Striche zu künstigen Portraits. Tillier³⁵⁾ ist eine durchaus harmonische Natur, aber die Harmonie bildet sich nicht aus mannigfaltigen zur Einheit verbundenen Tönen, sondern dieselben paar Töne klingen in allen Oktaven wieder an. Sein Aeußereres zeigt eine gewisse Behaglichkeit und Weichheit, die sich gemütlich gehen lässt im Genuss, aber wenig sicher auftritt. Dem Leib entspricht die Seele. Tillier lächelt immer, es ist nicht das Lächeln der Weisheit noch der Schalkheit, noch der Ironie, obwohl einige Ironie mit unterläuft; er lächelt, um sich und andern in epikuräischer Behaglichkeit zu gefallen. Er würde lächeln, wenn in Bern die Aristokratie neu erstehen und einen Schlag führen würde, er würde ebenso lächeln, wenn der Gegenfüßler derselben, der Neuhausische Radikalismus den eisernen Szepter schwänge. Der Wille scheint nicht minder schwach als die Schärfe des Geistes gering. Als er vor gestern präsidierte, spürte die Tagsatzung sich ohne Zügel und die Meinungen ließen wirr durcheinander, ohne daß er sich Mühe gab, dieselben in Ordnung zu bringen. Ihm ist ein freundliches, mildes Regiment sicher das Liebste, aber er wäre nie der Mann, es im Kampfe mit harten, extremen Naturen durchzuführen. Ich wette darauf: in der Liebe sucht er den leichten Genuss; zur Zeugung aber fehlt Lust und Kraft.

Warum erinnert mich der gute alte Blumer³⁶⁾ immer an einen Widder? Im Aeußern wie in seiner pladdernden Manier zu sprechen. Er meint es gut und ist willig, aber es geht doch ein wenig rück- und stoßweise auf dem rechten Wege vorwärts.

9. Juli.

Baumgartner hat eine herbe Schule durchgemacht. Manche Röheit wurde abgerieben, desto schärfer und schneidender sind die Kanten geworden. Er ist nicht rund, sondern eckig, aber eckig nach allen Seiten hin. Er beißt um sich rechts und links. Mit Recht ist er stolz darauf, seinem Kanton eine tüchtige Administration gegeben zu haben. Er weiß es ganz gut, daß ohne ihn der Kanton St. Gallen nicht wäre, was er ist. Die heterogenen Elemente wußte er durch obere Regierungsgewalt zu meistern und zugleich den Schein des ausgedehntesten Liberalismus zu verbreiten. Das gibt ihm große Zuversicht und Selbstgefühl auch in nichtkantonalen

³⁵⁾ Anton v. Tillier, Historiker, Landammann v. Bern. 1792—1854.

³⁶⁾ Kosmus Blumer, Landammann und Gesandter von Glarus., 1792—1861.

Dingen. Und für andere Meinungen macht es ihn unempfänglich. Sein Stolz ist aber nicht ein ruhiger, sein Bewußtsein von Überlegenheit nicht ein majestätisches, nicht einmal ein imponierendes, noch ein ironisches. Die Augenlider schließen und öffnen sich rasch; das ganze Gesicht wird durchzuckt, zumal wenn er spricht, von wechselnden Bewegungen, der ganze Körper verrät Unruhe. Er sieht der Hähne ähnlicher als dem Löwen. Ob er einen Freund hat? Ich glaube nicht; aber Feinde hat er die Fülle und die ärgsten sind, die er sich selber gezogen, die er gehätschelt und gepflegt zur Zeit, als er an der Spitze des Radikalismus zu stehen dachte. Ob er liebt und geliebt wird? Die erste Ehe war unglücklich; die Frau wahnsinnig. Die zweite Ehe mit der früheren Haushälterin ist unverhältnismäßig und die Geburt eines reifen Knaben, 7 Monate nachdem die Ehe eingesegnet worden, deutet auf unfreiwillige Behaftung des Gnießenden. Hat Baumgartner auch kein empfindsames, so hat er doch ein empfindliches Nervensystem. So sehr er reizt, so wird er hinwieder leicht gereizt.

Ich gehe wahrscheinlich heute Abend noch nach Thun, um morgen im Oberland Aug und Herz zu erläben. Daher wirst Du auf einen neuen Brief länger warten müssen als bisher . . .

Gestern war ich im Bunsenschen Haus mitten unter der zahlreichen Familie. Das Haupt fehlte indessen: und leider werde ich während der ganzen Tagsatzung Bunsen nicht sehen. Da es in England ohne Zweifel ein neues Ministerium (Peel) geben wird, so wird Bunsen länger bleiben müssen, als er gedacht hatte.

Einen Kuß in Gedanken für Dich.

Dein C. B.

14)

Bern, den 11. Juli 1841.

Meine liebe Emilie,

ich bin recht vergnügt, von Dir so gute Nachrichten über Dein Be-
finden, der Kinder Munterkeit, des Vaters Genesung zu erhalten. Deine
Briefe sind wie Deine Liebe, sich ganz hingebend, die meinen sind meistens
mit objektiver Betrachtung über Dinge angefüllt, die Dich wenig oder
nicht interessieren können. Und doch bin ich froh, daß du Dich nicht für
derlei Dinge interessierst und möchte nicht täuschen mit dem guten Bar-
man³⁷⁾, dessen Frau „die Stauffacherin“ ihm hieher gefolgt ist, um desto
eifriger mit ihm und durch ihn Politik zu treiben. Barman gehört zwar
nicht zu den weichen, von Weibern leicht zu gängelnden Männern, er hat
viel Verstand, einen auf das Ziel gerichteten Blick, einen bestimmten
Willen. Seine Voten sind kurz, aber zutreffend. Dessen ungeachtet darf
er abends nicht ausgehen, weil die Frau nicht allein bleiben mag, und
unterliegt, wie ich fürchte, dem stärkeren Willen der Frau. Sie soll vor-
nehmlich die Revolution im Wallis betrieben haben. Ich glaube, eine

³⁷⁾ Joseph Ghazinth Barman, Gesandter von Wallis. Geb. 1800.

vornehme Oberwalliserin von Geburt wollte sie nicht als Gemahlin eines Unterwallisers zurückstehen hinter ihren Rivalinnen im Oberwallis. Als eifrige Katholikin wirkte sie in der Aargauischen Klosterfrage gegen die Radikalen. Sie hat mit Leidenschaft; sie liebt vielleicht auch mit Leidenschaft.

Ich hatte den Sprung ins Oberland gewagt, blieb aber im Hotel Bellevue zu Thun stehen. Von Zürichern sah ich H. Stadtrat Meier, Frau und Sohn. Tags darauf, gestern langten bei entsetzlichem Regenwetter Baumgartner, Gonzenbach, Böschenstein³⁸⁾, Kern an; mit diesen fuhr ich abends wieder zurück. Wir besprachen wichtige Partien der Administration und waren im übrigen munter. Auch die Tracht der Tagsatzungsge sandten kam zur Sprache und man war ziemlich einig, daß ein einfaches, aber edles Staatskleid passender wäre als das jetzige Schneider- und Bedientenkostüm

Zwischen 17. und 23. Juli war Bluntschli einmal kurz in Zürich. Am 23. Juli schrieb er seiner Frau über seine Rückkehr, über ein Diner bei Bombelles usw. Er äußerte sich entrüstet über die unkrautige Kleidung der Gräfin Bombelles. Von der Tagsatzung schrieb er nur:

„Neben Mortier war heute der Dichter Lamartine auf der Tribüne, fein und spitz.“

Am 26. berichtet er seiner Frau über einen Ausflug ins Berner Oberland. Dabei geriet er an den Wasserfällen des Gießbaches am Brienzersee in Lebensgefahr. Als er von oben in den Fall blickte, rutschte die Erde unter ihm; doch gelang es ihm, gerade noch vor dem Absturz zum Halten zu kommen. Er hat diese Episode auch in seine Denkwürdigkeiten (1. Bd., S. 254/5) aufgenommen.

15)

Bern, 28. Juli 1841.

. . . . Gestern hatte ich die Ehre, bei Mortier zu speisen und die Gräfin zum Tisch zu führen; eine Ehre, für die mehr als einer viel gegeben, die ich sehr gern einem andern überlassen hätte. Für derlei tauge ich nun einmal nicht und liebe nicht den spielenden Genuss der vornehmen Gesellschaft. Er sättigt mich nicht und reizt mich nicht. Daneben bin ich nicht gewandt, nicht höfisch genug. Dein C. B.

16)

Undatiert, nach 2. August 1841.

. . . . Am Montag hatte ich dann das Vergnügen, in der Tagsatzung leeres Stroh zu dreschen. Indes war ich wohl ausgerüstet. Wie vorauszusehen, gab es keine Mehrheit für den Zürcher Antrag und man mußte zufrieden sein, daß es keine dagegen gab. Berns Stellung war aber viel unangenehmer bei der Diskussion als die meinige

³⁸⁾ Johann Georg Böschenstein, Regierungsrat und Gesandter von Schaffhausen. 1804—1885.

17)

Bern, 6. August 1841.

Liebste Emilie.

So schön wie gestern abends habe ich das Glühen der Berge nie gesehen. Sie erglänzten herrlich im Sonnenabendschein, die schneeigen Häupter in der blauen Luft badend. Zwischen den Alpen und dem Auge der Beschauer zuckten die bläulich-grünen Berge, die dunklen Wälder, die Wiesenteppiche. Musik spielte um die lauschenden Ohren. Da ging die Sonne unter. Und die Berge erbleichten wie vor Angst, wie wenn der kalte Tod über sie wegschritte. Aber nicht lang. Da fingen sie von neuem an, sich zu röten und immer röter wurden sie, bis sie in höchster Glut sich verflärt hatten. So tritt das Bild eines großen Mannes, unmittelbar nach dem Tode, im schönsten Glanz hervor, in dem Moment, wo der Verlust selbst den Neid milder stimmt und der Hass von der Furcht verlassen wird. Dann erst kommt die Nacht, bis es wieder Tag wird.

Wir haben also die Aargauische Sache vor der Tagsatzung. Es wird ein warmer Tag werden; würde er recht heiß, desto besser. Heftiger Streit mit Worten und Entschiedenheit können hier den wirklichen Krieg mit Waffen eher hindern als fördern.

Ich hoffe, dieses Briefchen wird dich am Namensfeste treffen und der Gruß Deines Geliebten Dir freundlich in die Augen scheinen.

Dein C. B.

18)

Bern, 14. August 1841.

. . . Wenn ich den blauen Himmel sehe, freue ich mich darüber mehr Euretweegen als meinetwegen. In dem dumpfen Tagsatzungssaal voll schwüler Luft und verhaltener Leidenschaft, die von Zeit zu Zeit losbricht wie der Dampf durch die geöffneten Ventile, habe ich wenig Genuss davon. . . .

Ich denke, die Tagsatzung wird noch bis Ende August dauern, vielleicht sogar ein paar Tage darüber. Indes bleibe ich nicht die ganze Zeit hier.

Am 16. August traf Bluntschli in Zürich ein und blieb bis Anfang September. Seine Frau war während dieser Zeit in einer Sommerfrische. Er hat sie am 18. August, noch fortzubleiben, er wolle sie lieber besuchen. Denn in Zürich sei er schon wieder „wie ein gejagtes Wild“.

Nach seiner Rückkehr nach Bern schrieb er folgenden undatierten Brief:

19) . . . Da droben sieht es sehr traurig aus. Ich schämte mich gestern, daß die Sitzung der Tagsatzung öffentlich war und diese vor dem ganzen Publikum alle ihre Blößen aufdeckte. Neuhaus ist über alle Begriffe schneidend, gereizt und unaufhörlich reizend. Er verdirbt viel, sehr viel.

Es wird dahin kommen, daß jeder nur an sich selber denkt und das gemeinsame Vaterland preisgibt. Die Aargauer Sache ist verhunzt worden, durch die Schwäche der einen, durch den Nebermut der andern. Dem parce que Berne est fort liefert das parce que Zurich est faible ein ungenügendes Gegengewicht.

Ich bin froh, wenn wir zum Abreisen kommen, vor Donnerstag nicht.

20)

Bern, 6. September 1841.

Meine Liebe.

In der Tagsatzungsnot komme ich dazu, Verse zu machen. So schlecht sie sein mögen, ich seze sie doch her; schon weil es Dir und mir seit Jahren nie begegnet ist, von meinen Versen zu sehen.

- I. Sie wollen dich schmähen
Und haben dich nimmer verstanden.
Das Kreischen der Krähen
Gereicht es der Lerche zu Schanden?
- II. Läßt schmähen, die dich nicht verstehen,
Bekritteln das, was nicht sie sehen.
Wird erst der Rausch behoben³⁹⁾ sein,
Dann wird der Traum zerstöben sein.

Am Donnerstag verreisen wir hier, werden in Entfelden übernachten und auf Freitag Mittag in Zürich sein. Gott Lob, daß es zu Ende geht mit dieser Tagsatzung.

Dein C. B.

Aus dem Gesandtschaftsbericht Bluntschlis vom 5. September an die Zürcher Regierung möge die wichtigste Stelle hier noch zum Abschluß mitgeteilt werden:

.... Ich kann es Ihnen nicht bergen, daß ich die Tagsatzung in einem traurigeren Zustand wiederfand, als sie gewesen war zur Zeit, da ich sie verlassen hatte. Die Gereiztheit und die Zerrissenheit der Stände stellten sich lebhafter vor Augen als früher: und nirgends war ein fester ruhiger Haltepunkt zu erblicken, um den sich eine Mehrheit sammeln könnte. Die Bundesanarchie war — ich möchte sagen — in allen Gesichtern zu lesen, aus allen Boten heraus zu hören. Nicht einmal der äußere Anstand konnte erhalten werden. Zwar ging es in dieser Hinsicht noch ordentlich, bis es zum letzten Votum des H. Präsidenten kam. Er änderte plötzlich den Ton der Versammlung. Statt seine eigene Ansicht zu entwickeln und zu begründen, griff er die Boten der übrigen Gesandten an, machte bittere Bemerkungen aller Art, reizte und verhöhnte aufs heftigste. Gut und kurz erwiderte Herr von Muralt, grob aber treffend Herr Schmid⁴⁰⁾ von Uri, der sich anerbot als Gesandter „und

³⁹⁾ Unter „gehoben“ steht nicht durchstrichen „vertobet“.

⁴⁰⁾ Landammann Anton Schmid.

alsdann" dem H. Präsidenten Rede zu stehen. Die Ruhe war weg; der heftige Ton geblieben. Das Schlimmste aber ist, daß diesem äußern Bilde die innere Lage der Eidgenossenschaft entspricht. Bern trotzt auf seine Macht; *la raison d'état ist sein Panier; par ce que Berne est fort, seine Begründung.* Die übrige Schweiz ist unter sich uneinig und zerfallen. Luzern und die inneren Kantone denken wieder daran, sich aus dem Bund zurückzuziehen, wenn derselbe ihnen gegenüber nicht gehalten wird⁴¹⁾. Im entgegengesetzten Fall, daß sich eine Mehrheit bilden sollte, scheinen sie zur Exekution entschlossen, selbst auf die Gefahr, sich mit Bern schlagen zu müssen. Uns hat das Treiben der Radikalen sehr geschadet. Zürich gilt für schwach und flößt den einen kein Vertrauen ein, den andern keinen Respekt. Zürichs Einfluß, welcher mäßigend nach allen Seiten hin wirken könnte und das Auseinanderfallen der Schweiz zu hindern, den Frieden herzustellen im Stande wäre, wenn Zürich stark wäre, wird erst dann wieder steigen, wenn die Regierung durch die Tat erwiesen haben wird, daß sie das Vertrauen ihres Volkes habe und daß sie die Schreier, die Stürmer und die Wühler zum Gehorsam zu bringen entschlossen sei. Auf Zürich sehen besonders: Graubünden, Schaffhausen, Glarus, z. T. selbst Waadt und Wallis, aber sie folgen Zürich nur dann, wenn sie ihm Stärke und Sicherheit zutrauen.

⁴¹⁾ Diesen Satz zitiert schon Dierauer in seiner „Gesch. der Schweiz. Eidgenossenschaft“ Bd. V, S. 651. Anm. 3.